



ngiyaw eBooks

DER GRÜNE TURBAN  
ERNST WILLKOMM

**Ernst Willkomm**  
**Der grüne Turban**  
Novelle

---

Aus: Im Bann und Zauber, von Leidenschaft und  
Wahn, von Ernst und Scherz, Licht- und Nebelbilder  
von Ernst Willkomm, Zweiter Band, Theodor  
Thomas, Leipzig, 1862

---

*Bibliothek von ngiyaw eBooks*  
*Nach der Transkription von Helmut Prodingner*

---

Illustration: Ernest Hébert - La sulamite

# 1.

Vor etwa hundert und dreißig Jahren machte die Erscheinung eines seltsam aussehenden Mannes, der sich plötzlich in einer der belebtesten Häfen, und Handelsplätze der nordalbingischen Halbinsel zeigte, allgemeines Aufsehen. Niemand hatte den Fremdling je vorher gesehen, Niemand wußte, von wannen er kam, Niemand kannte seinen Namen. Schiffbrüche an der Küste hatte es seit Monaten nicht gegeben, sonst wäre das urplötzliche Auftreten eines Wildfremden in einer Hafenstadt leicht erklärlich gewesen. Die Erscheinung des Unbekannten hatte mithin etwas so Räthselhaftes, daß Alle, die seiner ansichtig wurden, sich auch gewissermaßen für ihn interessirten.

Es war im Hochsommer und gerade Markttag, als der Fremde, von einem gaffenden Troß Neugieriger umgeben, mitten unter den Marktbesuchern erschien. Seine Tracht hatte nichts besonders Auffallendes, da sie so ziemlich der landesüblichen entsprach. Nur die Kopfbedeckung lenkte die Aufmerksamkeit Aller auf den Unbekannten und machte ihn unbedingt zu der

wichtigsten Persönlichkeit unter den Marktbesuchern.

Der Fremde, eine schlanke, straffe Gestalt, trug nämlich einen grünen Turban, eine Kopfbedeckung, deren sich bekanntlich nur die Abkommen des Propheten bedienen dürfen. Für einen solchen hätte man nun den Mann gern halten können, wenn er nicht gleich dem Ersten, der ihn anzureden wagte, die bestimmte, fast gereizt klingende Versicherung gegeben hätte, daß er kein Muselmann, sondern ein guter lutherischer Christ sei. An dieser Versicherung zu zweifeln hatte Niemand Grund. Arabischen Stammes oder überhaupt orientalischer Abkunft konnte der Fremdling schon deshalb nicht sein, weil er das Deutsche geläufig sprach. Freilich mischte er zu seiner eigenen Bequemlichkeit eine große Menge Fremdwörter ein, wenn er lebhaft ward, wodurch seine Rede für Manche etwas Unverständliches erhielt. Des Türkischen wie des Arabischen war er seiner eigenen Versicherung nach vollkommen mächtig, was Andere, denen so seltene Sprachkenntnisse nicht zu Gebote standen, natürlich nicht beurtheilen konnten.

Nach seinem Namen befragt, nannte er sich Willem ohne weitere Bezeichnung. Einige, welche die Aeußerung hinwarfen, Willem sei ein Tauf-, kein

Geschlechtsname, zogen sich unheimlich glühende Blicke von dem Fremden zu. Ueberhaupt gab er sehr bald zu erkennen, daß er nicht ausgefragt sein wolle. Er kam, was er offen aussprach, zur Stadt, um auf dem Markt einige kleine Einkäufe zu machen. Diese besorgte er, ohne weiter Rücksicht auf die zahlreiche Begleitung zu nehmen, die ihn nicht mehr verließ, und ohne sich um die verwundernden Blicke derer zu kümmern, mit denen er zu handeln begann.

Von Belang waren die Einkäufe des Beturbanten nicht. Sie beschränkten sich auf lauter Gegenstände, die in einer sehr bescheidenen Haushaltung unentbehrlich sind. Als nun Willem das Nöthige käuflich an sich gebracht hatte, setzte er sich auf den Brunnen am Markt, und verzehrte mit gutem Appetit trockenes Brod und eine schwarze Rettigwurzel, wozu er klares Brunnenwasser trank, das er mit hohler Hand aus dem steinernen Behälter schöpfte. Nachdem sich Willem in so einfacher Weise erquickt hatte, rüstete er sich zum Abzuge, wobei ihm wieder ein ansehnlicher Trupp Neugieriger das Geleit gab.

Er ließ sich dies Gefolge bis an das südlich gelegene Stadtthor gefallen, als aber die Mehrzahl der Begleiter Miene machte, ihn noch weiter zu geleiten, blieb er stehen und sah sich finster um. Das Drohen seiner blitzenden Augen hatte jedoch nicht

die gewünschte Wirkung auf die Menge. Einige lachten, Andere kreischten laut auf und erlaubten sich Worte, die ein Mann für beschimpfend halten mußte, der ausdrücklich und wiederholt die Versicherung abgegeben hatte, daß er sich zur Christuslehre bekenne. Eine Wiederholung der drohenden Blicke hatte keine bessere Folge. Da griff der Fremde mit rascher Handbewegung in seinen groben leinenen Kittel und augenblicklich funkelte ein breites Dolchmesser in seiner schwarzbraunen, nervigen Faust. Mit dieser Waffe machte er einen so unerwartet schnellen Sprung gegen die nur wenige Schritte von ihm entfernte Schaar Neugieriger, daß er augenblicklich mitten unter ihnen stand. Es würde dem gelenken Manne leicht gewesen sein, den Einen oder Andern mit der fremdartig geformten Waffe zu verwunden, er wollte aber den Zudringlichen offenbar nur Schrecken einflößen; denn eben so schnell, als er mitten unter den jetzt angstvoll nach allen Seiten hin Entfliehenden stand, zog er sich auch in höchst seltsamen tigerartigen Sprüngen von ihnen zurück, pfeifende Töne ausstoßend und das Messer mit solcher Rapidität um seinen Kopf wirbelnd, daß es ihn wie ein silberner Reif umschwirrte. Dies staunenerregende Manöver des Fremdlings verscheuchte auch die Kecksten unter den

Neugierigen, und als die Menge sich nach und nach von ihrem Schrecken erholte, war der Unbekannte, Unnahbare bereits spurlos verschwunden.

Tagelang bildete dieses Ereigniß — denn ein solches war die Erscheinung des Fremdlings — das Hauptthema der Unterhaltung in der ziemlich volkreichen Stadt. Wer den Mann mit dem grünen Turban, der im Uebrigen den gewöhnlichen leinenen Rock der ärmeren Landbewohner und schwere, klotzige Schuhe trug, gesehen hatte, auf dem ruhte selbst ein Schimmer des Fremdartigen, das Alle gleichmäßig fesselte. Jeder solche Glückliche ward beneidet, befragt, bald da bald dort festgehalten, und wenn er sonst die Absicht hatte, die wunderlichsten Gerüchte über den Verschwundenen in Umlauf zu bringen, so bedurfte es nur beherzter Andeutungen, um dieses Ziel zu erreichen.

In fast unangenehmer Berührung mit dem Beturbanten, den die Klügsten wohl auch den ›nachgemachten Türken‹ nannten, war dicht vor dem Thore ein junger Mann gekommen, welcher zu den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten der Stadt gehörte. Peter Niddelsen war der einzige Sohn Hans Niddelsens, des reichsten Rheders und Kaufmannes, vor dem alle Welt respectvoll den Hut zog. Der alte Niddelsen verdiente die Achtung, in welcher er bei

seinen Mitbürgern stand, denn er war ein kluger Kopf, der unter allen Verhältnissen immer das Richtige traf, sich seiner guten Anlagen aber nie rühmte und, was ganz besonders gefiel, stets gegen Jedermann bescheiden blieb und auch den Aermsten seinen großen Reichthum nicht fühlen ließ.

Hans Niddelsen hatte glücklichen Umständen und seiner eigenen Kraft das ganze colossale Vermögen zu verdanken, über das er nun schon seit einer Reihe von Jahren verfügte. Als armer Junge war er, eine älternlose Waise, in die Stadt gekommen, hatte bei einem mitleidigen wohlhabenden Kaufmanne ein Unterkommen um Gotteswillen als Laufbursche erhalten und war bis zu seiner Verheirathung mit der unschönen, aber gutherzigen, nur freilich geistig etwas sehr beschränkten Tochter seines Wohlthäters im Hause geblieben. Seine Gelehrigkeit, sein Alles leicht fassender Geist hatte den Kaufherrn dergestalt für den armen Hans eingenommen, daß er ihm eine kaufmännische Erziehung geben ließ, und als er später dem sich höchst vortheilhaft entwickelnden jungen Manne anbot, er könne, wenn er Lust dazu habe, als stiller Compagnon ins Geschäft treten, wies dieser ein so ehrenvolles Anerbieten nicht nur nicht zurück, sondern hielt zum Dank dafür auch noch um die der ersten Jugendblüthe schon entbehrende

Tochter desselben an, die bis dahin keinen Bewerber gefunden hatte. So ward Hans Niddelsen durch seine Klugheit ein begüterer, durch sein bescheidenes und stets zuvorkommendes Wesen gegen Alle ein hochgeachteter Mann.

Der einzige Sprößling dieses beneidenswerthen Glücklichen artete seinem Vater nur in wenigen Dingen nach. Peter Niddelsen war nicht klug, dafür aber desto eingebildeter. Von der Mutter hatte er nur den beschränkten Kopf, nicht deren wohlwollende Herzensgüte geerbt. Er wußte, daß er dereinst ganz allein das große Vermögen des Vaters erben werde, dessen Glück sprichwörtlich war.

›Er hat Glück, wie Hans Niddelsen‹ war ein Wort, das man fast täglich hören konnte.

Im sichern Gefühl dieses Reichthums hielt es der beschränkte Peter für unnütz, Andere so freundlich wie sein Vater zu behandeln. Er hatte es als Knabe schon erfahren, daß sich Alle ihm fügten, seiner Willensmeinung unterordneten, und was er damals gern sah, das verlangte er, nachdem er zum Jünglinge herangewachsen war. Je herablassender sein Vater sich zeigte, desto anmaßender, stolzer trat Peter auf. Ermahnungen fruchteten nichts, weshalb der einsichtsvolle Hans Niddelsen, der frühzeitig genug die dürftigen Geistesgaben seines Sohnes richtig

erkannte, auch bald darin Einhalt that. Hörte er dies von seinen Mitbürgern bisweilen nicht billigen, so blinzelte Hans Niddelsen pfiffig mit den Augen und sagte in plattdeutscher Sprache, deren er sich am liebsten bediente, vieldeutig lächelnd: »Lat em; mien Söhn speculeert!«

Dieser hoffnungslose, stark bornirte, aber maßlos stolze Peter, der bereits in das Alter der Volljährigkeit getreten war, kam in höchst eleganter Kleidung von der Oelmühle zurück, die ihm der Vater zu alleinigem Betriebe überlassen hatte. Gerade unter dem Süderthor begegnete er dem Fremden, dessen Tracht Peter eben so sehr amüsirte wie die ganze Masse der Neugierigen, die dem Unbekannten folgte.

Peter glaubte durchaus etwas Erlaubtes zu thun, wenn er den auffallenden Menschen, in dem er nichts weiter als einen aus weiter Ferne kommenden Bettler erblickte, schärfer in's Auge faßte, und die Menge, welche das Gefolge Willems bildete, fühlte sich durch des reichen Peter Niddelsens Ankunft ebenso ermuthigt, wie durch die neugierigen Fragen nach der seltsamen Persönlichkeit, die er doch nicht unterdrücken konnte, geehrt. Ohne die Ankunft Peters wäre die Menge schwerlich so munter geworden, als sie sich jetzt zeigte, und Willem würde nicht nöthig gehabt haben, zu ihrer Verscheuchung

ein Mittel anzuwenden, das in wohl organisirten Polizeistaaten des gesitteten Europa's nicht für erlaubt gilt.

Ohne Zweifel hatte der Mann mit dem grünen Turban mit scharfem Blick den eigentlichen Urheber der wachsenden Zudringlichkeit seiner ungebetenen Begleiter erkannt, wenigstens brachte ihn der gewaltige Sprung, zu dem er sich entschloß, in unmittelbare Nähe des fein gekleideten Peter Niddelsen, vor dessen Auge der breite Stahl wie ein Blitzstrahl funkelte.

Peter wäre beinahe ohnmächtig vor Entsetzen geworden; seine Entrüstung über das gräuliche Attentat des wilden Bettlers steigerte sich zur Wuth, als er sich von dem Unheimlichen befreit sah und er über die möglichen Folgen des unerwarteten Angriffes nachdachte.

Leichter nahm Hans Niddelsen die Mittheilung dieser Thatsache auf. Er hatte durch seine Dienstboten von dem Erscheinen des sonderbaren Fremdlings gehört, das Bedürfniß, ihn persönlich kennen zu lernen, fühlte er jedoch nicht, und wahrscheinlich würde er das viele Sprechen über denselben bald genug in seinem Hause untersagt haben, wäre sein Sohn nicht auf so seltsame Weise mit dem Beturbanten zusammengetroffen.

»Gib Dich nur zufrieden, Peter,« sagte er zu diesem, als er dessen Erzählung angehört hatte. »Einstecken läßt sich der Kerl nicht, weil wir ihn nicht haben; hätten wir ihn aber auch und brächten wir ihn hinter schwedische Gardinen, was wäre damit geholfen? Nichts weiter als das, mein lieber Peter — dabei machte Hans Niddelsen die Pantomimen des Geldzählens — und Wuttje per Buttje (Geld) können wir auf angenehmere Weise los werden!« Peter fuhr sich mit der behandschuhten Hand in seine Frisur, wußte aber auf diesen gewichtigen Einwand des klugen Vaters kein Sterbenswörtchen zu erwidern.

»Nur nicht eilig, mein Sohn!« fuhr der gewitzigte Kaufmann fort. »Laß uns speculiren, wie wir's anzufangen haben, dem wunderlichen Kauz sein türkisches Messer aus der Hand zu winden. Aber man sachte! Mit erhitztem Blute macht man schlechte Geschäfte!«

Diese weisen Lehren des Vaters beherzigte Peter, inzwischen hatte ihm die unfreiwillige Berührung mit dem wilden Menschen doch eine solche Angst eingeflößt, daß er von jetzt an einen andern Weg nach seiner Oelmühle einschlug. Er setzte voraus, der Mann mit dem Turban könne die Stadt nur durch das Süderthor betreten. Es war demnach nichts klarer, als daß ihm Jeder ausweichen müßte, der seine

Geschäfte außerhalb der Stadt auf einem Umwege durch das Norderthor besorgte.

Inzwischen hatte doch Einzelnen die Neugierde keine Ruhe gelassen. Die Erscheinung des Fremdlings war gar zu auffallend, sein Verschwinden zu drohend gewesen, als daß man ihn so leicht hätte vergessen können. Ein paar wenig beschäftigte Leute versahen sich mit Stockdegen und hingen sich noch zum Ueberfluß eine scharf geladene Büchse um die Schulter. So gerüstet, zogen sie früh am Morgen durch's Süderthor und betraten das dürre Haideland, das nur hie und da von einem Acker, auf welschem Haidekorn in Blüthe stand, durchschnitten ward. Auf wenig betretenen Wegen gingen die Müßigen ein paar Stunden weit in's Land hinein, bis sie den hohen Rücken der Geest erreichten. Der Fremde ließ sich indeß nirgend blicken. Endlich sahen sie in der Ferne ein Paar Geestbauern, die zwischen einer Reihe konisch geformter Hügel beschäftigt waren, Haide zu trocknen. Diesen näherten sich die Herren aus der Hafenstadt, redeten sie an und erkundigten sich nach dem Unbekannten, dessen Aeüßeres sie anschaulich beschrieben.

»Die Herren suchen gewiß den Mattenflechter,« erwiderte der Aeltere der beiden Bauern. »Die Beschreibung paßt auf den Mann.«

»Ihr kennt ihn also und wißt uns seine Wohnung zu bezeichnen?«

»Wir überließen ihm neulich etwas Stroh, das er uns gut bezahlte.«

»Und wo kann man ihn treffen?«

Die Bauern zuckten die Achseln, worauf, der Vorige sagte: »Vermuthlich streicht er ohne festen Wohnsitz im Lande umher. Leute von der Westküste begegneten ihm schon vor Wochen in der Marsch. Damals begleitete ihn ein junges Mädchen, das noch wunderlichere Kleider trug, als er selbst.«

Weitere Fragen konnten von den Bauern nicht beantwortet werden. Die neugierigen Herren aus der Stadt, die so gern den ihnen gefährlich dünkenden Mann eingefangen und seiner Drohungen wegen zur Verantwortung gezogen hätten, mußten sich unverrichteter Sache wieder auf den Rückweg begeben.

## 2.

Peter Niddelsen hatte sich inzwischen mit großem Eifer auf die Speculation geworfen, die er von seinem verständigen Vater täglich preisen hörte. Zwar enthielt er sich dabei aller Hast, allein da ihm alle Geschäftskenntniß abging und Jedermann seine glänzenden Verhältnisse kannte, benutzten die Klugen die Unkenntniß des bornirten Neulings und nahmen ihm Geld in reichlicher Menge ab.

Peter selbst merkte dies nicht, Andere dagegen, welche den alten Niddelsen und dessen kaufmännische Vorsicht kannten, bedauerten, daß ein junger, unerfahrener Thor ansehnliche Summen ohne Noth, ja ohne Sinn und Verstand so leichtsinnig vergeudete. Sie konnten nicht umhin, den Vater des thöricht Handelnden davon in Kenntniß zu setzen, damit dieser bei Zeiten dem verkehrten Thun seines Sohnes steuern möge.

Hans Niddelsen blieb bei dieser Eröffnung wie immer vollkommen ruhig. Er wiegte den Kopf hin und wieder und sagte, überaus pfiffig lächelnd: »Deiht nix, mien Söhn speculeert!«

»Aber er wirft das Geld mit vollen Händen auf die Straße, Hans!« rief der Lebhafteste. — »Gestern hat er ein paar Last Oelsaat gekauft und sie um ein volles Drittheil über den Preis bezahlt! Ich suchte den unsinnigen Handel zu hintertreiben, aber Gott bewahre! Als wenn dem jungen Herrn das Geld in der Hand brenne, warf er es dem schmunzelnden Marschbauer hin, der gar nicht faul darnach langte und es eiligst einsäckelte, um es sicher zu haben!«

Hans Niddelsen war nicht aus seiner Ruhe zu bringen.

»Wird ihm gut thun, Freund!« sagte er gleichgiltig.

»Auch kann er ja eine geheime Absicht dabei haben, die wir Alle nicht kennen. Ick segg' Di, Fründ, mien Söhn speculeert!«

Der Freund des alten Niddelsen verstummte. Er wußte nicht mehr, was er aus dem klugen Kaufmann machen sollte, der seinen einzigen Sohn lächelnd in's Verderben rennen ließ. Denn er war fest überzeugt, daß Peter binnen Jahresfrist ein ganzes Vermögen im Handel zusetzen müsse, wenn er so blind in's Zeug hinein Einkäufe mache, wie bisher. Wie der kluge Vater diese Tollheit speculiren nennen konnte, war Jedermann unbegreiflich.

Da trat eines Tages der Mann mit dem grünen Turban in Peter Niddelsens Oelmühle. Er hatte

offenbar nicht gewußt, wer der Besitzer dieses Etablissements sei, sonst würde er sich wohl gehütet haben, demselben einen Besuch zu machen. Indeß hatte der auffallende Fremdling durchaus keine schlimmen Absichten. Ueber die Schulter hingen ihm eine Anzahl jener geflochtenen Stroheckel, die man als Abstreifer vor die Thüren zu legen pflegt. Auch aus Tau geflochtene, mit Theer getränkte Abtreter, so wie Strohschuhe besaß der Unbekannte, und sämtliche Gegenstände bot er jetzt in der Oelmühle zum Verkauf feil.

Unerwartet sah er sich umringt, gefesselt und die lauten Drohungen Peter Niddelsens, der sich wie ein Halbtoller geberdete, ließen ihn über die Veranlassung dieser gegen ihn beliebten Handlungsweise keinen Augenblick in Zweifel. Er konnte von Glück sagen, daß man diesmal keine Waffe bei ihm fand. Wiederholt betheuerte er in leidlichem Hochdeutsch, daß keine unlauteren Absichten, sondern einzig und allein der Wunsch, seiner Hände Arbeit abzusetzen, ihn nach der Oelmühle geführt habe.

Peter, als er sah, daß der schreckliche Fremde, dessen Gesichtsfarbe noch dunkler war, wie die eines Mulatten, ihm wirklich nicht mehr gefährlich werden könne, erlaubte seinen herbeigeeilten Arbeitern, dem

Gebundenen die Stricke wieder zu lösen, befahl aber, ihn unverweilt in das Haus seines Vaters zu führen. Was dieser dann weiter über den glücklich Ergriffenen bestimmen werde, das solle unweigerlich geschehen.

Hans Niddelsen stand eben neben der Speicherwinde und notirte die Zahl der Reis- und Kaffeesäcke, welche auf die Lagerböden geschafft wurden, und die sein neu erbautes Schiff, die ›Speculation‹, ihm kürzlich erst aus Westindien mitgebracht hatte. Der Lärm auf der Hausdiele, der von dem Gedräng eines beträchtlichen Menschenhaufens herrührte, machte den ruhigen Kaufmann umblicken.

»Wir haben ihn, Vater! Wir haben ihn!« rief der fein gekleidete Peter dem bäurisch aussehenden Vater zu, der keine Miene verzog.

»Wen?« fragte dieser gleichgiltig.

»Den schrecklichen Wilden mit dem furchtbaren Messer!«

»Süh, süh!« versetzte Hans Niddelsen. »Ist der Mann Dir in die Hände gelaufen, Peter?«

»Nein, in die Mühle, und denke Dir, Vater, handeln wollte der Fürchterliche, mit Deinem einzigen Sohne, ordentlich handeln wie ein Christenmensch!«

Hans berührte mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Stirn seines Sohnes.

»Speculeeren!« sprach er. »Der Mann versteht nichts vom Geschäft, merk ich; ich will mit ihm doch einmal ansehen.«

Das Gedränge auf der Diele war so groß, daß sich Niddelsen nur mit Mühe durch die Menge Bahn brechen konnte. Es ward jedoch auf der Stelle ruhiger, als der Hausherr sich zeigte. Alle entblößten ihre Häupter vor dem reichen, verständigen Manne, der mit freundlichen Grüßen, sich gegen Jeden etwas steif verneigend, nach der Ecke schritt, wo der Beturbante auf einem Ballen Häute sich niedergelassen hatte. Neben ihm auf dem Boden lagen die Strohflechtereien und die fest und schön geknüpften Abtreter aus getheertem Tauwerk.

Hans Niddelsen stellte sich vor den Fremdling hin, der mit richtigem Takt in dem unscheinbaren Manne den Hausherrn erkannte und sich sogleich erhob.

»Du bist in die Mühle meines Sohnes gedrungen!« redete der alte Niddelsen den Fremdling ziemlich barsch an. »Was veranlaßte Dich dazu?«

»Herr,« erwiderte der Mann mit dem grünen Turban,

»ich treibe Handel, wie andere Leute, weil ich sehe, daß man durch Handel so viel verdienen kann,

um sein elendes Leben kümmerlich zu fristen.«

Hans Niddelsen wiegte beistimmend den Kopf.

»Kümmerlich!« wiederholte er. »Es mag Dir wohl kümmerlich gehen, bist Du aber nicht selbst daran Schuld? Wie heißt Du?«

»Willem, Herr!«

»Und weiter?«

»Ich habe keinen andern Namen.«

Hans Niddelsen wendete sich den Nächststehenden zu und sagte: »Er hat keinen andern Namen!«

»Speculation, Vater, nichts als Speculation!« rief der aufgeregte Peter.

Hans Niddelsen deutete jetzt auf seine eigene Stirn, indem er sprach: »Klook sien is beter as rieck boren warden!« Dann kehrte er sich dem Fremden wieder zu und fuhr in seinem Examen fort.

»Wer bist Du und was willst Du?«

Willem schien es schwer zu fallen, auf diese Frage eine bestimmte Antwort zu geben. Indeß faßte er sich doch ziemlich schnell und erwiderte: »Wer ich bin, kann ich nicht wissen, und was ich will, habe ich schon gesagt.«

»He speculeert bannig,« meinte der vorsichtige Kaufmann, »aber wir wollen ihn doch ausholen! Dein Vaterland?« sprach er ihn schärfer an.

Willem beschrieb einen Kreis um sich, daß mehr als einer der Anwesenden vor dem erhobenen Arme des Gefürchteten zurückfuhr.

»Die weite, weite Welt,« lautete die herb klingende Antwort.

»Das ist ein großes Vaterland, mein Junge,« versetzte der alte Niddelsen, »es hat nur die Eigenschaft, daß es gerade seiner Größe wegen bisweilen unbequem wird. Du siehst das jetzt an Dir selbst! So groß Dein Vaterland auch sein mag, hier an dieser Stelle, die mir gehört, und in der Mühle meines Sohnes, der sich seit Kurzem auf's Speculiren gelegt hat, ist Dein Vaterland gewiß nicht. Etwas weiter draußen vor dem Thore, wo es nur Steine, unfruchtbares Land, Ginster, Disteln und Haiderosen gibt, da wäre es schon eher möglich, daß Du ein Plätzchen fändest, wo Du ungestört Deinen mit grünem Tuche in so abscheulicher Weise umwundenen Kopf zur Ruhe legen kannst.«

»Stört Dich mein Turban?« sagte Willem, indem er sein markirtes, broncefarbenes Gesicht dem Rheder zuwandte und seine Gestalt in ihrer ganzen Größe aufrichtete.

»Es kann mir gleich sein, wie ein Mensch, den ich nicht kenne, sich verunstaltet,« erwiderte Hans

Niddelsen, »diese Art Hüte aber sind bei uns gar zu wenig Mode, um gefallen zu können.«

»Ich weiß, Ihr liebt die Dreieckigen mehr,« sprach Willem, »leider nehme ich mich sehr schlecht unter solchem Hute aus.«

Eine rasche Handbewegung entfernte den Turban, eine zweite entriß dem Nächsten den dreispitzigen Hut, welchen der angestaunte Fremdling jetzt auf sein Haupt drückte. Wirklich war die Verwandlung des Mannes mit den scharfen markirten Zügen dadurch eine so komische, daß sich auf der Stelle unter sämtlichen Anwesenden die Lachlust regte. Die Vertauschung des malerischen Turban, welcher dem dunkeln Gesicht Willems vortrefflich stand, mit dem geschmacklosen Dreispitz entkleidete den gewiß nicht ganz gewöhnlichen fremden Mann jeder Originalität. Hätte er nicht so stolz aufgerichtet dagestanden und wären seine Blicke nicht so feurig von Einem zum Andern geflogen, gewiß, Jeder würde den so Verwandelten für einen gedankenlosen, aller Kenntniß baren schwarzen Bauer gehalten haben, wie sie auf den weiten Mooren der Geest sich mit Torfgraben beschäftigen.

Hans Niddelsen schüttelte mißbilligend den Kopf, während sein geistig schwacher Sohn seinen eigenen Hut etwas keck zur Seite rückte, als wollte er damit

zeigen, daß es nur auf die Persönlichkeit ankomme, um ein Kleidungsstück mit dem gehörigen Anstand zu tragen.

»Behalte Du Deine türkische Mütze, mein Junge,« sprach der alte Niddelsen, die Schulter Willems mit einer gewissen Vertraulichkeit berührend, »jetzt aber sei endlich so gescheidt und sage mir, von wo Du kommst und wohin Du gehst! Da Du kein Windhauch bist, der unsichtbar über die Haide fährt, mußt Du auf diese Frage Antwort geben können. Auch ist dies nöthig, mein Junge, denn hier zu Lande hat man die Burschen nicht gern, die ihre Lebensweise zu Landstreichern stempelt.«

Willem sah es dem treuherzigen Gesicht des Rheders an, daß es dieser ehrlich mit ihm meine, und kannte er auch die bürgerliche Stellung desselben nicht, so sagte ihm doch seine Lebenserfahrung, daß er es mit einem Manne von Gewicht zu thun habe, dessen Wort etwas gelte in der Gemeinde und den mithin zum Freunde zu haben ihm in seiner Lage nur Vortheil bringen könne.

Mit freiem Auge die gaffende Menge überblickend und mit dem grünen Turban wieder sein Haupt bedeckend, streckte er dem Rheder seine knochige, braune Hand entgegen.

»Versprich mir, Herr, Freund und Bruder zu sein,« sagte Willem mit dem Anstande eines Mannes, der sich seiner Würde und seines innern Werthes bewußt ist.

Peter trat ein paar Schritte zurück, schob seinen Hut von der rechten zur linken Seite und zupfte seine Spitzenmanschetten weit über die Hand.

»Der hergelaufene, ungläubige Kerl!« murmelte er verächtlich. »Zum Freunde bist Du mir zu neu und zum Bruder zu jung,« erwiderte Hans Niddelsen mit einem Anfluge von Humor, »wenn ich Dir aber sonst einen Gefallen thun kann, der meine Kräfte nicht übersteigt, so sage Deine Meinung frei heraus und ich verspreche, Dich ruhig anzuhören.«

»Besuche mich,« sagte der Fremde.

»Sieh so! Und wo, wenn diese Frage erlaubt ist?«

Willem richtete sich abermals hoch auf. Hätte er einen weißen, faltigen Burnus getragen, so würde ihn Jeder willig für einen Fürsten der Wüste gehalten haben

»Als Bürger dieser Stadt muß Du Bescheid wissen in der Umgegend,« sprach er mit ausdrucksvoller Stimme.

»Zwei gute Stunden südlich liegen auf unfruchtbarer Haide drei Hügel von ziemlich gleicher Höhe und gleichem Umfang. Es sollen die Gräber

alter Helden sein, deren Namen Niemand kennt. Zwischen diesen drei Hügeln steht eine Hütte, die ich mit eigenen Händen zimmerte, um gegen Sonne, Regen und Wind geschützt zu sein. Ich brauche wenig, weil ich nie etwas besessen habe. In dieser Hütte triffst Du mich früh und spät von heute an gerechnet neun Tage lang. Am zehnten erst gehe ich aus, doch kann ich nicht sagen, wohin dann mein Weg mich führt. Der Zufall war stets mein Geleitsmann, und weil ich ihn niemals los werden konnte, will ich ihn aus freiem Entschlusse behalten, bis der Engel Gottes, welcher die Menschen in's Paradies führt, ungerufen ihn ablöst.« Der Mann im Turban sprach diese Worte so ernst und würdevoll, daß sie auf sämtliche Anwesende einen tiefen Eindruck machten. Es wagte Keiner zu lachen, selbst Peter schwieg und begnügte sich, durch Blicke die Stimmung seines Vaters zu erforschen.

»Ich will mir Deinen Vorschlag überlegen,« versetzte Hans Niddelsen nach kurzem Schweigen. »Gefällt mir die Gegend, wo Du Wohnung genommen hast, dann will ich sehen, was sich für Dich thun läßt. Jetzt geh' und hal te Dich nicht lange mit Gaffen in den Straßen auf. Du hast einmal die Physiognomie eines Wunderthieres, die man bei uns nicht liebt. Die Gesichter nach der Schablone flößen

hier mehr Vertrauen ein. Bleib' also lieber draußen auf der Geest, wo Du Dein eigener Herr sein kannst; mußst Du aber durchaus unter Menschen kommen, so bequeme Dich, die übliche Landestracht anzulegen!«

»Ich danke Dir für Deine Winke,« sagte Willem. »Kauf' mir zum Schlusse unserer Unterredung was ab!«

»Du kannst ein paar von Deinen besten Abtretern hier lassen,« erwiderte der Rheder, »und wenn Du einen Laufer auf Deinem Lager oder eben in Arbeit hast, so nehme ich ihn Dir ebenfalls gerne ab. Der junge Herr da studirt die Speculation, und ich vermuthete, daß er sie vom Nutzenbringenden alsbald auch auf das Angenehme ausdehnen wird. Sollen aber in diesem alten, großen Kasten fein beschuhte Mädchenfüße aus- und eingehen, so muß ich nothwendig gut gearbeitete Laufer über die holprige Diele und auf die abgetretenen Treppen legen.«

Willem legte die Hand grüßend an seine braune, runzelvolle Stirn, deutete dann auf die am Boden liegenden Geflechte, von denen er die kleineren und weniger guten an sich nahm, und schritt durch die vor ihm zurückweichende Menge der Thür zu. Den Ruf Niddelsens beachtete er dabei so wenig wie den klingenden Ton eines fallenden Silberstückes, das der

reiche Kaufmann ihm als Bezahlung für die zurückgelassenen Arbeiten nachschleuderte.

### 3.

Von diesem Tage an ward der Mann mit dem Turban nicht mehr in den Straßen der Hafenstadt gesehen. Hans Niddelsen hatte aber auch keine Eile und ließ die Einladung des sonderbaren Fremdlings vorerst unbeachtet. Grund dazu war allerdings vorhanden. Sein Sohn Peter hatte sich vollständig verspeculirt und sah sich eines Tages genöthigt, seinem Vater dies beschämende Geständniß abzulegen. Er that es mit der Miene eines Menschen, der sich selbst Alles, Andern gar nichts zutraut, indem er hinzufügte, er könne gar nicht begreifen, wo eigentlich das viele Geld geblieben sei.

Der Vater machte seine ihm zur Gewohnheit gewordene Handbewegung, indem er mit der Spitze des Zeigefingers seine eigene Stirn berührte.

»Ick kann dat begripen,« sagte er, ohne die geringste Verwunderung oder gar Aufregung zu zeigen. »Hier mut et hell sien, sonst deiht et das Speculeeren nich.«

Peter fühlte sich von dieser Bemerkung seines Vaters beleidigt und unterließ nicht, dies sehr deutlich

zu erkennen zu geben. Gleichzeitig verlangte er die Ausantwortung neuer Mittel, um seine kostspieligen Studien in der Kunst des Speculirens bequem fortsetzen zu können.

Auch dieses Verlangen brachte den Rheder nicht aus der Fassung.

»Damit hat es keine Eile,« sagte dieser. »Ehe wir neue Capitalien in ein Geschäft stecken, das schon verschiedene Tausende verschlungen hat, wollen wir einmal nachsehen, wie das Sieb beschaffen ist, das so viel durchfallen läßt. Nimm also die Zeit wahr und mache Deine Bücher auf.«

Bücher? Bei diesem Worte machte Peter einen Sprung, als habe er seit einiger Zeit Unterricht im Voltigiren bei dem nachgemachten Türken genommen. Es war ihm in seinem Eifer, das Speculiren recht von Grund auf zu erlernen, gar nicht in den Sinn gekommen, Bücher zu führen. In seinem grenzenlosen Hochmuth und im Gefühl der Sicherheit, welcher der Besitz ansehnlicher Mittel stets gewährt, sah er verachtungsvoll auf die Schreiber herab, die jede Kleinigkeit buchten. Er hielt sich hocheherhaben über diese niedrig gebotenen Erdensöhne und traute sich ein so starkes Gedächtniß zu, daß er die verausgabten Summen im Kopfe behalten könne. Das Begehren des Vaters belehrte ihn

leider eines Anderen. Das Capital war allerdings ausgegeben, wofür er aber die ihm vom Vater eingehändigten Summen verwendet hatte, wo die Einnahmen geblieben waren, wie sich eigentlich die Einnahmen zu den Ausgaben verhielten und ob Aussicht vorhanden sei, die gemachten Einbußen später wieder einmal durch eine andere glücklicher einschlagende Speculation zu erobern; über das Alles konnte der verblüffte Peter keine Auskunft geben.

»Mein Sohn,« sprach Hans Niddelsen, der ein solches Ende vorausgesehen hatte, »wenn man unglücklich speculirt hat, muß man sich zerstreuen, sich die Luft anwehen lassen, damit die sorgenvolle Stirn sich von selbst wieder glättet. Komm, wir wollen zusammen ins freie Land spazieren gehen.«

Peter war mit diesem Vorschlage des Vaters zwar nicht recht zufrieden, allein mit bloßem Widerstreben ließ sich auch nichts ausrichten, und ohne alle Beschäftigung aus dem Fenster sehen oder müßig am Hafen herumschlendern, besserte nichts an der Sache und war noch obendrein langweilig. Dagegen ließ sich den immer auf das Praktische gerichteten Gesprächen des Vaters Manches entnehmen; es war dabei zu lernen, und wenn Hans nur recht gesprächig ward, so gab er auch immer Weisheitslehren von sich.

Bald nach Tische wanderten Vater und Sohn durch das finstere Süderthor. Der Rheder schlug den Weg nach der Oelmühle ein, deren Flügel sich seit zwei Tagen nicht mehr bewegten. Der junge Niddelsen hatte seinen Leuten den letzten Wochenlohn nicht bezahlen können und deshalb mußte die Mühle feiern. Vorräthe an Oelfrucht waren vorhanden, der kenntnißlose Peter hatte diese aber so theuer bezahlt, daß nach Abzug aller Unkosten, welche die Oelbereitung verursachte, der Kaufpreis niemals wieder dafür eingenommen werden konnte.

Rund um den oberen Rand der hochgelegenen, jedem Winde ausgesetzten Mühle zog sich ein blendend weißer Streif mit einer schwarzen Inschrift. Als Hans Niddelsen jetzt die einzelnen Worte dieser Inschrift erkennen konnte, blieb er stehen und sagte: »Wie kann das angehen, Peter! Hast Du mit meinem Gelde auch meine Inschrift mit vermahlen? Ich hatte doch drauf geschrieben:

»Wer Gott vertraut und seinem Wort,  
Der kommt bei jedem Winde fort!«

Und nun steht da zu lesen:

»Speculiren, speculiren,  
Ist besser als lang' simuliren!«

»Aber das hast Du ja selber so oft gesagt, Vater, daß ich's nie wieder vergessen konnte,« erwiderte Peter, seine Blicke mit dummem Wohlgefallen der nagelneuen Inschrift zukehrend.

»Ja *ich*, mein Sohn!« sprach Hans Niddelsen. »Ich bin auch ein ganz anderer Kerl wie Du! Wenn ich speculire, habe ich vorher simulirt. Du hast mich falsch verstanden und die Sache deshalb am verkehrten Ende angegriffen. Darum ist Dir der leere Beutel in den Händen geblieben, das Geld aber mit den Flügeln, die nicht mehr auf dem alten Gottvertrauen stehen, in alle Winde verflogen! Thut jedoch nichts, mein Sohn; durch Schaden wird man klug!«

Peter hing den Kopf wie eine verwelkende Tulpe. Das Wort des Vaters hatte jeden Gedankenkeim in seinem Kopfe abgestoßen, so daß er eigentlich gar nichts mehr dachte. Wie ein aufgezogener Automat, der nach dem Takt der in ihm haspelnden Räder die Füße bewegt, zappelte er neben dem stark ausschreitenden Vater fort, ohne des Weges zu achten, den dieser einschlug.

Hans trug während dieses Spazierganges durch Feld, Wiesen und niedriges Gestrüpp die Kosten der Unterhaltung ganz allein. Von dem bedeutenden Verlust, den ihm die alberne Speculationswuth des

simpeln Sohnes verursacht hatte, war mit keiner Sylbe die Rede. Der erfahrene, von seltenem Glück begünstigte Mann sprach von seiner Jugend und dem erbärmlichen Leben, das er bis zu seinem vierzehnten Jahre geführt hatte, und zog daraus die Lehre, es sei immer heilsam, wenn es Jedem eine Zeitlang recht trübselig ergehe. Das wecke das Nachdenken, stähle die Kraft und härte gegen neue, schon in der Ferne drohende Widerwärtigkeiten ab, wogegen immerwährendes Wohlleben träg und gleichgiltig mache, und alle Diejenigen, die sich demselben schwachmüthig hingäben, anstatt zu veredeln, regelmäßig verschlechtere.

Peter hörte geduldig zu, zu irgend einer verständigen Erwiderung oder einem anregenden Einwande konnte er sich wegen gänzlicher Gedankenlosigkeit nicht aufraffen.

»Süh, süh!« unterbrach sich der ganz heiter plaudernde Vater plötzlich selbst. »Da haben wir, glaub' ich, die Hütte unseres fremdländischen Freundes gefunden!«

Peter blickte auf und bemerkte zwischen drei hohen Hüengräbern ein kleines strohbedecktes Haus, das seine Entstehung offenbar keinem Bauverständigen verdankte.

»Laß uns sehen, was der Mann mit dem Turban macht,« fuhr Hans fort, etwas rascher ausschreitend.

»Wer weiß, ob Du ihn nicht für ein Billiges engagiren kannst, wenn Du eines Tages mit mehr Glück und Geschick eine andere Speculation angreifst. Es scheint mir in diesem Willem ein Mensch von guten Anlagen zu stecken, aber er hat einen gewaltigen Nagel im Kopf, der wie eine Mastspitze schon von Weitem sichtbar wird!«

Unterdeß hatten Vater und Sohn die Hütte zwischen den alten Heidengräbern erreicht. Hans Niddelsen stieß die Thür auf und sah sich sofort dem Fremden mit dem grünen Turban gegenüber, welcher letztere jedoch neben dem blitzenden Handschar an einem der Pfosten des leichtgezimmerten Hauses hing.

Wie ein furchtsamer Knabe hielt Peter sich hinter dem Vater und zwar so, daß nur seine Kleidung, nicht sein Gesicht dem Bewohner der Hütte erkennbar ward.

»Seid mir gegrüßt!« sprach dieser, die Arbeit, mit der er sich beschäftigte, weglegend und dem bejahrten Rheder kräftig die Hand schüttelnd. »Ich freue mich, daß mein Wort nicht spurlos im Winde verhallt ist, aber Du hast lange auf Dich warten lassen, Herr.«

Hans Niddelsen, gewohnt, Alles scharf zu beobachten, überflog mit schnell prüfendem Auge das Innere der Hütte, erwiderte den Händedruck des ihm noch immer Unbekannten, und machte dabei eine Entdeckung, die ihm sehr erwünscht war, weil sie ihm Gelegenheit gab, den Bewohner der Hütte in ein Gespräch zu verwickeln. Außer der morgenländischen Kopfbedeckung und der furchtbaren Waffe, die beinahe die Bevölkerung einer ganzen Stadt in Schrecken gesetzt hatte, gewahrte der Rheder noch einige Kleidungsstücke, die nur einer Frau gehören konnten, ein Paar kleine gestickte Schuhe von eigenthümlicher Form, ein Paar ebenfalls kleine und sehr schön gearbeitete Ueberschuhe von gelblichem Leder, endlich über einer ärmlichen Lagerstätte das Stück einer Kette, das mit starken Nägeln an der Wand befestigt war.

Willem konnte seinen städtischen Gästen keinen Stuhl oder Schemel anbieten. Er selbst saß auf einem Bündel durren Haidekrautes, und zwar mit halb untergeschlagenen Beinen, wie alle ächten Orientalen zu sitzen pflegen. Ein Paar ganz ähnliche Bündel, nur daß sie mit weichem Wollengewebe überzogen waren, schob Willem seinen Gästen zurecht. Dann goß er Wasser aus irdenem Krüge in eine flache Schaale und reichte diese, nachdem er zuvor selbst

einige Tropfen daraus geschlürft hatte, Vater und Sohn. Ebenso präsentirte er Beiden einen Teller mit Brod und Salz. Dies Alles that er mit freier Würde, die den hochgewachsenen Mann sehr gut kleidete, und erst als der Rheder und dessen Sohn einige Bissen Brod genossen und einen Trunk aus der Schaale gethan hatten, gab er sich zufrieden.

»Ihr steht jetzt unter meinem Schutz,« sprach er, »und was Ihr auch begehren mögt, meines Beistandes seid Ihr sicher!«

## 4.

»Du hast nicht Wort gehalten, Willem,« redete Hans Niddelsen den Bewohner der Hütte an, indem er ihm die geleerte Trinkschaale zurückgab. »Willst Du mir die bestellten Laufer nicht liefern?«

»Herr,« erwiderte dieser, »wärest Du heute oder morgen nicht gekommen, würde ich in Dein Haus getreten sein und Dich an *Dein* Versprechen erinnert haben. Die bestellte Arbeit ist gethan; ich werde sie Dir abliefern, sobald Du es wünschest.«

Hans gab seine Zufriedenheit durch Kopfnicken zu erkennen. Seine Blicke hafteten wieder auf den eigenthümlich geformten Schuhen in der Ecke. Er deutete jetzt darauf und sagte: »Was ist das? Bist Du verheirathet?«

Willems Antlitz ward sehr ernst, sein Mund schloß sich fest, und seine blitzenden Augen richteten sich ebenfalls auf die Schuhe.

»Die sie einst trug,« erwiderte er bewegt, »hat mich für immer verlassen, wenige Tage nachdem ich dies Land betreten hatte.«

»War sie Dein Weib oder Deine Tochter?« forschte der Rheder weiter. Der Hüttenbewohner erhob sich von seinem Bündel, auf dem er sich eben wieder niedergelassen hatte.

»Folge mir!« sprach er. »Wenn ich von dieser treuen Seele sprechen soll, muß Gottes Athem mich umwehen.

Die Luft einer engen Hütte belästigt mich. Laß uns zusammentreten oben auf dem alten Heidengrabe, wo man frei ausblicken kann nach Ost und West. Dort sollst Du erfahren, was mir begegnet ist.«

Hans Niddelsen ließ sich nicht ein zweites Mal auffordern. Seinem Sohne zuwinkend, der mit halb offenem Munde den fremden Mann anschaute, und stets mit großer Sorgfalt jedes Fäschen, das in der wenig saubern Hütte ihm anflieg, von seiner eleganten Kleidung abstreifte, trat er zuerst wieder ins Freie. Peter hielt sich dicht an den Vater. Willem zog die Thür der Hütte hinter sich zu, deutete auf den westlich gelegenen höchsten Hügel, welcher seiner Wohnung zur Schutzmauer diente, und sprach: »Dort oben will ich mein Herz erleichtern.«

Auf dem schmalen Rücken des alten Heidengrabes lagen ein Paar von Moos überspinnene Granitsteine mit verwitterten Runenzeichen. Sein stark gebräuntes Antlitz dem Westen zukehrend, ließ sich der

Bewohner der Hütte hier nieder. Er hatte sein Haupt wieder mit dem grünen Turban bedeckt.

»Du begehrest meine Abstammung, meinen Lebensgang zu erfahren,« begann er nach einer Weile, »und da ich in Dir einen Mann erkannt habe, der ein geschenktes Vertrauen nicht mißbrauchen wird, will ich Dir sagen, was ich selbst von mir weiß. Der junge Herr da wird dann bereuen, daß er so unglimpflich mit einem redlichen Manne umsprang.«

»Er specularte,« sagte mit spöttischem Augenzwinkern der reiche Rheder, »und Speculanten lassen sich nicht gern stören.«

Peter zupfte an seinen Manschetten und betrachtete mit Wohlgefallen die blitzenden Silberschnallen seiner schönen Schuhe.

»Vor acht Jahren,« erzählte der Mann mit dem Turban,

»hielt ich mich für einen der beneidenswertesten Menschen, obwohl ich meine Aeltern nie kannte und auf der ganzen weiten Erde schon damals keine Angehörigen besaß.«

»Du bist also früh verwaist?« warf Hans Niddelsen ein.

»Durch eine verbrecherische That,« fuhr der Erzählende fort, »von der ich erst später Kunde erhielt. Mein Vater war Schiffer und nährte sich, wie

hundert Andere seines Gleichen, unter Sorgen und Mühen. In einem Hause unfern des Strandes wohnend, das nur ein niedriger Dünenzug vom Meere schied, ward er bei heftigen Stürmen von den meisten übrigen Strandbewohnern durch die überspülenden Wogen ganz isolirt. Es konnte ihm in Noth und Gefahr Niemand zu Hilfe eilen. Ich lag noch in der Wiege, als während eines heftigen Sturmes mehrere Fahrzeuge Angesichts der Küste untergingen. Eine Anzahl verwegener Menschen, die ehemals ebenfalls durch Schiffahrt ihren Lebensunterhalt erwarben, hatten schon seit längerer Zeit dieses mühsame und gefahrvolle Geschäft mit dem weit bequemeren heimlicher Strandläufer vertauscht. Das unehrliche Gewerbe ward meistentheils schamlos, gewöhnlich aber doch so heimlich betrieben, daß die Betheiligten nicht zur Rechenschaft gezogen werden konnten. In versteckten unheimlichen Dünenthälern, welche die Phantasie der Bewohner meiner kleinen Heimathinsel mit gespenstischen Gestalten bevölkerte, lagerten diese Verwegenen in gesichertem Hinterhalt, um bei untrüglichen Anzeichen vorgefallener Strandungen wie hungrige Raubthiere an die umbrandete Küste zu stürzen und sich der antreibenden Güter zu bemächtigen.

Zu wiederholten Malen schon hatte man die entsetzenerregende Entdeckung gemacht, daß nach längeren Stürmen einzelne Leichname von dem zürnenden Meere ausgeworfen wurden, die all' ihrer Habseligkeiten beraubt waren. Diese Unglücklichen mußten — das lag auf der Hand — von verbrecherischen Händen beraubt und darauf erbarmungslos in die Brandung zurückgeschleudert worden sein.

So traurige Vorkommnisse wiederholten sich immer häufiger, so daß die gutgesinnten, auf den Ruf ihres kleinen Landes stolzen Bewohner der Insel in mehrmaligen Berathungen den festen Entschluß faßten, die wahrscheinlich in ihrer Mitte lebenden frechen Strandräuber zu verfolgen und unschädlich zu machen. Man glaubte mehr als Einen derselben zu kennen, aber man konnte sich ihrer nicht früher bemächtigen, als bis sie auf frischer That ertappt worden waren. Um nun dies Ziel zu erreichen, erwählte man eine Anzahl muthiger, unbescholtener Männer, denen Jeder unbedingtes Vertrauen schenkte, betraute sie mit der Bewachung des Strandes in gefahrvollen Stunden, Tagen und Nächten, und bekleidete sie mit ausgedehnter Amtsgewalt.

Unter diesen Männern befand sich auch mein Vater. Er soll Einer der wachsamsten und schärfsten

Strandwächter gewesen sein. Gerade diese Strenge in der Handhabung des ihm übertragenen Amtes stürzte ihn ins Unglück. In einer furchtbaren Sturmnacht kam es zwischen den Strandwächtern und den wilden Räufern aus den Dünenthälern zu blutigem Kampfe. Bereits geplünderte Schiffbrüchige wehrten sich verzweifelt gegen die schändlichen Strandräuber und vereinigten sich mit den ihnen zu Hilfe eilenden Männern.

Es war ein Unglück für meinen Vaters daß er unter den Frevlern einen ihm nahe stehenden Verwandten, den eigenen Bruder meiner Mutter, entdeckte! Zwischen Beiden entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod, der sich bis in das Innere der Wohnung meiner Eltern fortzog. Auf der Thürschwelle traf den Vater der tödtliche Schlag des grimmigen Verwandten. Schon schwang der Wüthrich die blutige Axt, um auch den schreienden Säugling in der Wiege zu tödten, als eine kräftige Mannesfaust den Knaben und dessen Mutter erfaßte, Beide gegen den Unmenschen, der jetzt von anderen Eindringenden umringt ward, schützte und sodann dem Strande wieder zufloh.

Dieser wackere Mann, Capitain eines an der Küste zu Grunde gegangenen französischen Kauffahrers, den die verruchten Seeräuber ebenfalls zu plündern

suchten, irrte geraume Zeit am öden, sturmgepeitschten Strande und in den nächsten Dünen umher, mich auf dem Arm haltend, die jammernde, trostlose Mutter führend. Er hoffte entweder einige seiner eigenen Leute oder mitleidige Bewohner der Insel zu finden, deren Beistand er anflehen wollte. Leider gelang ihm dies nicht. Der Strand blieb öde; nirgends zeigte sich eine Spur, die auf die Nähe menschlicher Wohnungen hindeutete. Die Dünen wurden immer höher, immer wilder. Mit verderblicher Gewalt trieb das stürmende Meer seine weißen Brandungen die steilen Hänge hinan, die mein Retter mit Lebensgefahr erklimm, immer hoffend, es müsse ihm endlich doch Rettung kommen.

Schon steigerte sich diese Hoffnung zum Vertrauen, denn tief in das Dünengebirge hatten die Wogen eine Schlucht gerissen, über welche der Sturm machtlos fortbrauste. Da in der Tiefe schimmerte Wasser, ein Dünensee, wie sie häufig vorkommen. Die Wellen dieses See's bewegten sich nur leise und unfern der von Schaum umstrudelten Einbuchtung des Dünensee's gewahrte mein Retter einen schwarzen Gegenstand, der seiner Gestalt nach nur ein Nachen sein konnte.

Die heftigen Windstöße die zu unglaublicher Höhe aufrollenden Brandungen mochten die Kräfte meiner armen Mutter gänzlich erschöpft haben. Genöthigt, eine kurze Strecke am steilen Abhange der Düne allein weiter zu klettern, da der Capitain sich selbst und mich zu schützen Mühe hatte, erfaßte sie wahrscheinlich der Schwindel. Die Unglückliche wankte, glitt aus und stürzte unter den Augen des vor Schreck wild aufschreienden Capitains in die brüllende See. Sie verschwand auf der Stelle und verblieb eine Beute des Meeres.

Tief erschüttert von dem Erlebten, erreichte der Capitain die Sohle des Dünenthales, fand den an einem Pflock befestigten Nachen, der einen kleinen Rest dürftiger Lebensmittel, ein Paar Ruder nebst Mast und Segel enthielt. Trotz seiner Erschöpfung hielt es der unerschrockene Seemann doch für besser, unter den obwaltenden Umständen sich lieber der Barmherzigkeit Gottes als der Unzuverlässigkeit ihm unbekannter Menschen zu vertrauen. Er wickelte mich in das Segel, löste die Kette, erfaßte mit kräftiger Hand, die Hilfe des Allmächtigen anrufend, die Ruder und trieb das Boot der Mündung der kleinen, geschützten Bucht zu. Der Himmel selbst unterstützte das Unternehmen des muthigen, gottvertrauenden Mannes. Die Brandungen umfaßten

die Rippen des schwachen Fahrzeuges, hoben es hoch empor, betteten es wieder tief ein in rollende Wasserschluchten und schaukelten es wohlbehalten hinaus ins freie Meer, wo es von der starken Strömung schnell von der Insel weit abgetrieben wurde.

Ohne Land zu sehen, trieben wir die ganze Nacht auf der offenen See. Auch als der Tag graute, konnte der Capitain weder Land noch Segel entdecken. Es vergingen traurige, angstvolle Stunden, die den Mitleidigen ernstlich um mein Leben besorgt machten. Eine hohe Sandbank brachte endlich die lang ersehnte Rettung. Es war eine jener hohen Schwellen, die ehemals verlorene Inseln im Meere bildeten und noch immer selbst bei Hochfluthen nicht ganz oder doch sehr unbedeutend überschwemmt werden. Hieher hatte der Sturm fremde Fischer verschlagen. Jetzt lagen die Geretteten, die gleich uns des Nachts auf offener See umhergeworfen worden waren, in einer tiefen Meeresrille vor Anker, emsig beschäftigt, ihre beschädigten Segel nothdürftig auszubessern. Sie nahmen uns gern auf und versprachen dem Capitain, ihn mit seinem geretteten Kinde in einem der Häfen, die ihnen das Fahrwasser anzulaufen gestatten werde, an's Land zu setzen. So ward ich wie durch ein Wunder erhalten und nach

Frankreich versetzt, wohin mein menschenfreundlicher Retter sich bald einschiffte.«

»Der Mann, welcher sich Deiner als hilfloses Kind so großmüthig annahm, hat Dich gewiß nicht verlassen,« meinte Hans Niddelsen, als der Erzählende eine Pause in seinem Vortrage machte.

»Im Gegentheil,« fuhr dieser sogleich wieder fort, »was ich lernte, was ich ward, ich habe Alles meinem großsinnigen Lebensretter zu verdanken. In seinem Hause ward ich erzogen und, da er selbst keine Kinder besaß, wie der eigene Sohn gehalten. Später theilte mir der treffliche Mann meine wunderbare Rettung mit. Dabei erfuhr ich meinen Namen, nicht aber den Namen meiner Eltern. Ich ward Willem genannt, weil sich meine Mutter beim Anblick ihres mit dem Blute ihres Gatten befleckten Bruders mit diesem Namen über meine Wiege warf.

Es war ein eigenthümlicher Zufall, gegen den sich jedoch mein abergläubiger väterlicher Freund nicht geradezu auflehnen wollte, daß ihm die Führung keines nach den Küsten Ost- und Nordfrieslands bestimmten Schiffes mehr anvertraut ward. Früher machte er fast nur Reisen in die nördlichen Meeresgegenden, nach dem schweren Unglück aber, das ihn betroffen hatte, dirigirten ihn seine Rheder nach dem Mittelmeer. Auf diesen Reisen begleitete

ich ihn schon früh und lernte dadurch sehr bald den Schiffsdienst soweit kennen, daß ich schon in jungen Jahren als Matrose eintreten konnte. Da mein Geschlechtsname Niemand bekannt war, riefen mich Alle Willem, und so gewöhnte ich mich, diesen meinen Taufnamen für den einzigen zu betrachten, der mir zukomme.

Mehrere Jahre hatte ich meinen väterlichen Freund auf diesen meist glücklich verlaufenden Fahrten begleitet, als ein ähnliches Verhängniß, wie das, welches mir Vater, Mutter und Heimath raubte, auch den Freund und Erzieher für immer von mir reißen sollte. Tunesische Seeräuber überfielen uns, enterten nach tapferer Gegenwehr von unserer Seite das Schiff und verkauften uns, nachdem sie sich in die reiche Beute getheilt hatten, auf dem Markte von Tunis als Slaven.

Wohin der unglückliche schon bejahrte Capitain durch die Babaresken entführt wurde, konnte ich niemals, auch nicht, als ich Ursache hatte, mit meinem Loose zufrieden zu sein, in Erfahrung bringen. Meine Jugend, meine schlanke, kräftige Gestalt, vielleicht auch die trotzige Energie, die sich in meinem ganzen Auftreten aussprach, zogen die Blicke eines vornehmen Mannes auf mich, welcher, nach der Achtung zu schließen, die man ihm

bezeugte, einen hohen Rang einnehmen mußte. Ich ward von ihm angedet und obwohl ich seine in der *lingua franca* an mich gerichteten Fragen unwillig, ja barsch beantwortete, schien er mir doch nicht zu zürnen. Lächelnd wandte er sich ab und entfernte sich, ohne mich weiter eines Blickes zu würdigen. Bald darauf ward ich für einen hohen Preis gekauft und abgeführt. In brennender Sonnengluth mußte ich, mit Fesseln beschwert, mehrere Stunden zu Fuß zurücklegen. Endlich sah ich einen stattlichen Palast, unter Orangen, Palmen und andern südlichen Gewächsen begraben, vor mir liegen. Ein vergoldetes Eisengitter umhegte Garten und Palast, und innerhalb des Gitters schritten bis an die Zähne bewaffnete Wachen auf und ab. Hier mußte ich eintreten, und bald stand ich demselben Manne gegenüber, der mich auf dem Slavenmarkte angedet hatte. Es war, wie ich nach kurzer Zeit erfuhr, der Dey von Tunis selbst!«

»Der Dey von Tunis!« rief Peter Niddelsen, der trotz seiner geistigen Beschränktheit doch mit Theilnahme dem Erzähler zuhörte und in dessen Augen offenbar der Mann, welcher so Außerordentliches erlebt hatte, eine immer bedeutendere Persönlichkeit ward. Peter Niddelsen flöbte jeder Beamte, der einen Tressenhut trug und

möglicherweise mit Kammerherren und andern hohen Personen in Berührung kommen konnte, nur deshalb Scheu ein, weil diesen eben Gelegenheit geboten war, solche Leute überhaupt nur zu sehen. Wie nun mußte erst ein Mensch ihm vorkommen, der in eigener Person den Dey von Tunis gesehen, gesprochen hatte, von dem er sich gar keine Vorstellung zu machen vermochte! Jetzt erst ward ihm das ganze Auftreten des Fremden erklärlich, und es fehlte wenig, so hätte er sich ganz gegen seinen Willen voll Bewunderung vor dem Beturbanten tief verbeugt.

Willem achtete nicht auf den Ausruf des Schwachsinnigen. Seine Worte ausschließlich an den bejahrten, verständigen Rheder richtend, nahm er seine Erzählung ungesäumt wieder auf.

»Es entging mir nicht, daß der Dey ein seltenes Vertrauen zu mir faßte. Auf sein Geheiß wurden mir die Fesseln, die ich trug, sogleich abgenommen. Man reichte mir feine, weite Gewänder, gab mir nahrhafte Speisen und behandelte mich mehr wie einen Gast als wie einen Gefangenen und Slaven, gegen den man keine Pflichten zu erfüllen habe.

Der Dey, welcher für einen der grausamsten Herrscher in Afrika galt, unterhielt sich mit einer gewissen Leutseligkeit mit mir, die mich mit Bangen

erfüllte. Ich bildete mir ein, er zeige sich nur deshalb so sanft und freundlich, um mich später mit desto größerem Genusse zähnefletschend mißhandeln und unter ausgesuchten Qualen zu Tode martern zu lassen. Er erkundigte sich nach meiner Heimath, nach meinen Angehörigen, und da ich keine Veranlassung fand, meine Schicksale vor dem gewaltigen Herrn, in dessen Hand ja doch mein Leben lag, geheim zu halten, so erzählte ich ohne die geringste Scheu, was ich von meiner Vergangenheit wußte. Ich mochte wohl mit bewegter Stimme das Ende meiner Eltern vorgetragen und dadurch eine menschliche Regung in dem wilden Herzen des Muselmannes, der sich einen eifrigen Abkömmling des Propheten nannte, geweckt haben.«

»Du gefällst mir,« sprach er, als ich geängstigt schwieg.

»Wenn Du meine Befehle pünktlich und gewissenhaft ausführen willst, sollst Du es gut bei mir haben.«

»Ich wagte keine Sylbe zu erwidern, sondern verbeugte mich stumm, wie es Sitte ist bei den Barbaresken, mit über der Brust gekreuzten Armen. Der Dey aber hielt Wort. Er zeichnete mich sichtlich aus, überhäufte mich mit Geschenken, ernannte mich, da er sah, daß ich ihm treu diente, zu seinem Ober-

Kassirer, gab mir Diener, die mir gehorchen mußten, und übertrug mir endlich den Ober-Befehl über seine Leibwache.

Dies unerhörte Vertrauen erweckte mir gefährliche Feinde, die es nicht ertragen konnten, einen Giaur mit größeren Ehren überhäuft, in wichtigere Aemter eingesetzt zu sehen, als gläubige Söhne des Propheten. Ich ahnte, daß mir schwere Prüfungen bevorstehen würden, und suchte diesen vorzubeugen. Dies gelang jedoch nicht. Ganz unerwartet ward ich eines Nachts von meinen eigenen Dienern überfallen, gefesselt und in's Gefängniß geworfen. Ich erfuhr nicht, welches Vergehen man mir zur Last legte; ich ward auch nicht verhört, nicht bestraft. Unbefragt lag ich im Kerker erhielt regelmäßig Speise und Trank, im Uebrigen aber kümmerte sich weder der Dey noch irgend ein Anderer um mich. Schon gab ich mich verloren und sann auf Mittel, dem Kerker zu entinnen, als ich eben so unerwartet, wie ich verhaftet worden war, vor den Dey gerufen wurde.

»Sohn eines Hundes,« fuhr dieser mich an, »Du hast Dein Leben verwirkt!«

Ich warf mich vor dem Gläubigen zu Boden, berührte diesen mit meiner Stirn und wartete des Urtheilsspruches. Dieser jedoch erfolgte nicht. Der Dey befahl mir aufzustehen und — ein unerhörter

Fall während seiner Herrschaft — mich vor ihm zu vertheidigen!«

»Ohne daß man Dir vorhielt, was Du verbrochen haben solltest?« fragte Hans Niddelsen.

»Der Dey selbst war mein Ankläger,« entgegnete der Erzähler, den Turban abnehmend und vor sich auf die röthlich blühende Haide des alten Grabhügels legend.

»Dies grüne Tuch, aus welchem dieser Turban besteht, hätte mich unbedingt dem Henker überliefert, wäre Gott nicht selbst mein Beistand, mein Reiter geworden!«

Diese Behauptung erregte Peter Niddelsens Mißfallen. »Ein Fetzen Tuch, und noch dazu schmutzig grünes Tuch!« sagte er wegwerfend und den Turban mit der Spitze seines eleganten Schuhs berührend. »Wenn es noch Sammet gewesen wäre!«

»Merkst Du, wie klug mein Sohn ist?« fiel der Rheder ein. »Für ihn hat immer nur das Beste Werth! Er speculirt wie ein Abkomme Jacobs!«

Willem fuhr fort: »Unbekannt mit den mohamedanischen Gesetzen und Sitten, und ohne jegliche Kenntniß der Geschichte der mohamedanischen Religion wußte ich nicht, welche Bedeutung die grüne Farbe des Turban für die Gläubigen hat. Der Dey und viele seiner höchsten

Beamten erschienen stets in dieser Kopfbedeckung. Aber ich sah auch auf den Straßen der Stadt, am Hafen, in den Gärten häufig Männer mit grünen Turbanen, ja selbst Bettler, armselige, ganz heruntergekommene Menschen begegneten mir und sprachen mein Mitleid an, deren Haupt ein Turban von der nämlichen Farbe bedeckte.

Der Dey war auffallend mild gegen mich. Er hatte mich offenbar lieb gewonnen und trug sich mit Plänen, die mir sicher zum Vortheil gereicht haben würden, hätte ich mich nur jederzeit unbedingt dem Willen des Gewaltigen unterworfen. Er machte mir werthvolle Geschenke und ließ mich wissen, daß mir hohe Würden verliehen werden sollten, wenn ich dem Christenthum entsagen und den Propheten bekennen wollte.

Eines Tages schlenderte ich müßig durch die schattigen Gänge des Gartens nach dem Kiosk, wo der Dey häufig zu ruhen pflegte. Seine Lieblingssclavin Suleima, ein noch sehr junges Mädchen von zarter Schönheit, mußte ihm dann mit einem Fächer von Pfauenfedern Kühlung zuwehen und durch Plaudereien unterhalten. Suleima war geraubt und als Sclavin verkauft worden wie ich und befand sich erst seit wenigen Wochen im Palast des Dey. Ich hatte das junge Mädchen, das immer traurig

war, wenn es sich unbeobachtet wußte, mehrmals gesehen, durfte aber natürlich nicht mit ihm sprechen, wenn ich nicht uns Beide zugleich unrettbar ins Verderben stürzen wollte.

Als ich nun das Innere des Kiosk überblicken konnte, bemerkte ich auf der Ottomane, wo der Dey zu ruhen pflegte, einen Gegenstand, den ich für ein zurückgelassenes Gewand Suleima's hielt. Ich hatte nie gehört, daß irgend Jemand außer dem Dey den Kiosk betreten durfte, wenn dieser es nicht ausdrücklich verlangte. In jenem Augenblicke dachte ich nicht an die Gefahr, deren ich mich vielleicht aussetzen konnte. Vor meiner Seele stand nur die Gestalt Suleima's mit dem schwermüthigen Blicke, den leidenden schönen Zügen, und eine unsichtbare, geheimnißvolle Gewalt zog mich in den Kiosk.

Zu meiner Verwunderung war der Gegenstand, welcher meine Neugierde reizte, ein grüner Turban, derselbe, den ich noch heute besitze. Ob der Dey, dem er ganz allein gehören konnte, ihn vergessen oder mit einem andern, den Suleima ihm auf die Stirn gedrückt haben mochte, vertauscht hatte, blieb der Vermuthung anheim gegeben. Ich streckte meine Hand nach dem Turban aus, ich legte den weißen, den ich trug und der ehemals auch die Stirn des Herrschers geschmückt hatte, ab und bedeckte mich

mit der grünen Hülle, nicht in der Absicht, sie mir für immer anzueignen, sondern um zu sehen, wie ich mich wohl in diesem Schmuck des Dey ausnehmen möge. Nur wenige Minuten betrachtete ich mich im großen Spiegel des Kiosk, legte dann den grünen Turban auf die Ottomane und ging, meine eigene weiße Kopfbedeckung an mich nehmend, von dannen. In derselben Nacht ward ich verhaftet, gefesselt, in den Kerker geworfen!

Die Berührung der Bedeckung des Dey ohne dessen Erlaubniß galt an sich schon für ein schweres Verbrechen, daß aber gar ein Giaur gewagt hatte, seine unreine Hand nach einem grünen Turban auszustrecken und diesen dadurch zu verunreinigen, das war ein Frevel, der nur mit dem Tode gebüßt werden konnte.

Dennoch zögerte der Dey, dem ein rachsüchtiger Eunuche meine unüberlegte Handlung verrathen hatte. Aus meinem eigenen Munde wollte er das Geständniß meiner Schuld vernehmen. Von ihm befragt, was ich an jenem Tage im Kiosk gethan habe, sagte ich ohne Furcht die Wahrheit. Nie aber werde ich die schrecklichen Blicke des Dey, den Kampf der Leidenschaften vergessen, den seine Gesichtszüge mir nur zu deutlich verriethen. Ich

wußte, daß ich verloren war und wagte kein Wort der Entschuldigung zu stammeln.

Der Dey schwieg geraume Zeit, dann mußten Slaven mich auf's Neue mit Fesseln belasten und mich in ein noch festeres Gefängniß abführen. Von einem dieser willenslosen Geschöpfe, die mir täglich Nahrung reichten, erfuhr ich, daß der rachsüchtige, blutgierige Herrscher eine ganz neue Strafe für mich ausklügeln wolle, und daß er schon einige Richter, deren Rath er eingeholt und die ihm Vorschläge deshalb gemacht hatten, habe enthaupten lassen, weil die empfohlenen Martern ihm nicht grausam genug für mich erschienen.

Obwohl mir jede Aussicht auf Rettung fehlte, da mein ungewöhnliches Glück und das Vertrauen des Dey mir eine Unzahl Feinde erweckte, trug ich mich doch mit Fluchtgedanken. Ich untersuchte meinen Kerker auf das Genaueste und verschaffte mir durch verschiedene Mittel eine möglichst klare Kenntniß seiner Lage. Hierbei war der Schall mein Führer. Geräusch gab es wenig in der Umgegend des Palastes, wodurch es mir möglich ward, jeden Fußtritt, jeden Laut, jeden Flüsterton in der Nähe meines Gefängnisses zu unterscheiden. Leider konnte ich durch das hoch angebrachte Fenster nur einen

schmalen Streif des Himmels, der ein spärliches Licht in meinem Kerker verbreitete, erkennen.

Durch diesen Spalt bemerkte ich mehrere Tage hinter einander einen Schatten, der, wie es schien, langsam an dem Fenster vorüberschwebte. Er konnte nur von einem lebenden Wesen herrühren. Bald auch hörte ich ein Geräusch, als ob gerade dem Fensterspalt gegenüber Jemand leise hustete. Ich beobachtete ein tiefes Stillschweigen, um nicht etwa einem meiner Feinde auf's Neue Grund zu noch schändlicheren Verläumdungen zu geben. Aus dem Stand der Sonne ersah ich nun, daß der Schatten genau immer zu derselben Zeit sichtbar ward, sowie, daß der Ton des leis hustenden Geräusches sich stets gleich blieb. Diese Bemerkung erfüllte mich mit neuer Lebenshoffnung. Ich glaubte, ein Freund, vielleicht ein früherer Gefährte, der mein Schicksal erfahren habe, wolle mich retten und mir die Mittel verschaffen, meinen Kerker zu durchbrechen. So wagte ich in gleich leisem hustenden Tone zu antworten.

Sogleich verschwand der Schatten. Leichte, flüchtige Tritte bewegten den Sand, dann herrschte die gewohnte Stille ringsumher.

Mit fieberhafter Spannung sah ich dem nächsten Tage entgegen. Die Speise, die mir der grinsende

Negersclave brachte, der mich gewöhnlich auch von der Stimmung des Dey in Kenntniß setzte, blieb fast ganz unberührt. In der Nacht floh mich der Schlaf, der mich bisher trotz der Fesseln auf meinem harten Lager noch immer erquickend besucht hatte. Ich zählte meine eigenen Pulsschläge, um die Zeit daran zu messen, und die Aufregung machte mich fast schwindlich, als der Lichtschimmer von Oben mir anzeigte, daß die Minute herannahe, wo bis jetzt regelmäßig der Schatten sich gezeigt hatte. Mein Herz klopfte stürmisch, als der dunkle Gegenstand die lichte Oeffnung zum Theil überdeckte. Ich vernahm den hustenden Ton, ich antwortete ebenso, und siehe da, von Oben herab glitt raschelnd ein Streifen Papier! Noch ehe ich denselben aufheben konnte, war der Schatten bereits spurlos verschwunden.

Der Papierstreifen enthielt einige Worte in arabischer Sprache, die ich nicht mißdeuten konnte. Es war ein Spruch, so beziehungsreich daß ich mit Bestimmtheit wußte, er gelte mir. Unter dem Spruche stand der Name Suleima!

Ich begriff vollkommen die Vorsicht der Favorit-Sclavin des grausamen Dey, die als Christin den Aufenthalt im Palast des gewaltthätigen Herrschers nicht weniger entsetzlich fand, wie ich selbst. Eben

so schnell leuchtete mir aber auch ein, daß es keiner Person leichter möglich werden könne, die Thüren meines Kerkers zu sprengen, als der mit so großer Auszeichnung behandelten Suleima. Von ihr konnte es abhängen, den Dey hinzuhalten, den Tag meiner Marter, der von den fanatischen Gläubigen als Festtag begangen werden sollte, einige Zeit hinauszuschieben. Suleima war bestechend durch Jugend und Schönheit, und wenn sie dem grausamen Gebieter Liebe heuchelte, schlug er der Angebeteten eine Bitte nicht ab. Suleima's Worte theilten mir mit, daß ich Acht haben solle auf jede Speise, die mir gereicht werde. Wer vorsichtig seinen Hunger stillt, verlängert sein Leben! — Dieser Wink war mir deutlich. Die nächste Kost, die der zähnefletschende Negersclave mir brachte, enthielt die Meldung Suleima's, daß innerhalb acht Tagen meine Hinrichtung auf öffentlichem Markte unter großem Pomp stattfinden werde!

Diese Meldung machte mich unendlich unglücklich, da ihr nicht die geringste Andeutung beigefügt war, daß ich Vertrauen haben und unerschrocken der schrecklichen Stunde entgegenharren solle! Am nächsten Tage wartete ich vergebens auf das Erscheinen des Schattens vor dem Fensterspalt, aber — o Wonne! — ich vernahm

diesmal die Stimme Suleima's, die, wie es schien, harmlos mit einigen Begleiterinnen sprach, sogar das heitere Lachen der schönen Christensclavin drang in meine Kerkereinsamkeit.

Die Schwatzhaftigkeit des schadenfrohen Negers machte mich an diesem Tage bekannt mit den Vorbereitungen, welche der Dey zu meiner Hinrichtung treffen ließ. Auch Einzelheiten theilte der Schreckliche mir mit, die nur geeignet sein konnten, die Qualen, die mir zgedacht waren, noch durch eine geistige Folter zu vermehren.

Sollte Suleima mich täuschen wollen? rief es in mir, und die gereichte Speise prüfend, entdeckte ich, klug verborgen, eine abermalige Mittheilung.

Nun schöpfte ich Muth, nun gab ich mich mit vollem Vertrauen den rettenden Anordnungen Suleima's hin. Die treue Seele gab mir die genauesten Instructionen, nach denen ich handeln sollte. Sie selbst spielte dabei die wichtigste Rolle, und als der Tag meiner feierlichen Hinrichtung erschien, war ich überzeugt, daß ich den Tag meiner Wiedergeburt, der Befreiung aus mehrjähriger Slaverei begrüßen werde, wenn Gott seine Hand schützend über mir und Suleima halte.

Der Plan gelang auch wirklich. Im Augenblick meines Erscheinens auf dem mit Menschen erfüllten

Platze, in dessen Mitte sich das für mich erbaute Martergerüst erhob, entstand eine starke Bewegung, die schnell zum Tumult anwuchs. Es fielen Schüsse, von wem abgefeuert, blieb ein Geheimniß. Die Leibgarde des Dey, die ich selbst Jahre lang befehligt hatte, gerieth erst in's Gedränge, später in Unordnung, und da Viele eine heimlich angezettelte Meuterei oder einen lange voraus überlegten Anschlag auf das Leben des grausamen Mannes, der Martern zu seinem Vergnügen erfand, witterten, suchten die Einen ihr Heil in der Flucht, während die ergebensten Anhänger des Gefürchteten von ihren Waffen Gebrauch machten.

So entstand eine entsetzliche Verwirrung, in welcher der Dey zuerst an sich selbst dachte. Dicht umringt von seinen Getreuen entkam er dem Gedränge, dem Gemetzel, das ganz von selbst in dem wilden Durcheinander entstand. Auf mich und die Schaar der Bewaffneten warf sich mit dämonischem Geschrei eine Anzahl Fanatisirter. Sie schlugen Alles vor sich nieder, ergriffen mich, zerrissen meine Fesseln, schleppten mich fort, und schon glaubte ich, die letzte Stunde meines Lebens sei gekommen, als die dem Anschein nach von Opium berauschte Horde auseinander stob und mich in einem entlegenen

Winkel der Stadt mit zeretzter Kleidung allein liegen ließ.

Noch wußte ich nicht, wie mir geschehen war, als die Thür eines halb verfallenen Hauses sich aufthat, ein Mann in jüdischem Kostüm heraustret, mich aufhob und in das Haus geleitete. Hinter demselben öffnete sich ein Garten mit der Aussicht auf das Meer, ein Fahrzeug schaukelte auf den murmelnden Wellen, und in diesem Nachen gewahrte ich die als Suliotin gekleidete Suleima. Mit Freudenthränen in ihren melancholischen Augen begrüßte sie mich und öffnete einen Bündel, dem sie das Gewand eines Mekkapilgers und jenen grünen Turban entnahm, dessen unbesonnene Berührung all das Unglück mir zugezogen hatte, das jetzt hinter mir lag.

Diese Pilgertracht eines gläubigen Moslem und der grüne Turban, welcher die Abkömmlinge des Propheten kennzeichnet, waren für mich ein Talisman, der mir allerwärts Schutz gewähren mußte. Gelang es, unbemerkt die Küste zu verlassen, die offene See zu gewinnen, so durften wir uns für geborgen halten.

Suleima hatte einen zuverlässigen Seemann angeworben, der ihr treu ergeben war. Griechischer Abstammung, war Ali, wie man ihn nannte, schon als Knabe in tunesische Slaverei gefallen. Es war ihm

schlimm ergangen, ehe er sich jene Selbstbeherrschung aneignen konnte, die allein zur Ertragung eines trüben Geschickes uns Kraft und Ausdauer verleiht. Ali haßte alles Mohamedanische, am meisten aber den Dey von Tunis, dem er zahllose Male den Tod geschworen hatte.

Es war Absicht Ali's, den Nachen, der hinlänglich mit Nahrungsmitteln versehen war, die Küste entlang zu steuern, ohne diese ganz aus den Augen zu verlieren. So wollten wir bei Alexandrien landen, nach Cairo gehen und uns hier der großen Pilgerkaravane anschließen, die nach Mekka aufbrechen sollte. Unterwegs hofften wir Gelegenheit zu finden, zurückbleiben und uns nach Syrien wenden zu können. Von dort konnte uns die Einschiffung nach einem europäischen Hafenplatze nicht schwer fallen.

Im Rathe Gottes war es aber anders beschlossen. Unser Fuß sollte weder den Boden Aegyptens noch Kleinasiens betreten. Schon am vierten Tage nach unserer Flucht änderte sich das Wetter. Nachtschwarze Wolken umhüllten den Horizont, die Seen gingen hohl, die Wellen schäumten und thürmten sich, von den Fittichen des Sturmes gepeitscht, zu Bergen auf. Weit ab vom Lande jagte der Sturm unser kleines Fahrzeug. Wir verloren den Cours und

irrten bald ohne allen Halt auf der unendlichen Wasserwüste umher.

Dennoch gingen wir nicht unter. Das Fahrzeug ward an keine Klippe geschleudert, ja die furchtbaren Wogen, auf denen es trieb, beschädigten es nicht einmal. Aber die Lebensmittel gingen uns aus. Dem Sturme folgte eine Windstille, welche die See in eine regungslose Fläche verwandelte, auf der die Gluthstrahlen der südlichen Sonne sich blendend brachen. Nach wenigen Tagen schon waren wir dem Verschmachten nahe. Ali, der bisher mit übermenschlicher Kraftanstrengung gearbeitet hatte, fiel in einen fieberhaften Zustand, der seinen Körper schnell aufrieb. Am Steuer sitzend, ereilte den treuen Menschen der Tod.

In dieser Zeit schwerer Prüfung gelobte mir Suleima, mich nie wieder zu verlassen, wenn Gott uns noch einmal vom Tode retten sollte. Ihr werdet begreifen können, daß ich noch weniger an Trennung von der jungen schönen Griechin dachte, als das muthige Mädchen, das so Schweres gewagt und mit seltener Umsicht durchgeführt hatte. Unsere heißen Bitten erhörte der Himmel. Ein holländisches Schiff, von Smyrna nach Rotterdam bestimmt, nahm uns auf. Wir erreichten glücklich den Hafen, betraten mit dankerfülltem Herzen das Land und beschlossen

sogleich uns nordwärts zu wenden. Ich wünschte meine ursprüngliche Heimath wieder zu betreten. Aus den Erzählungen meines Erretters glaubte ich die Insel, auf der ich geboren ward, aus den vielen Inselbrocken, welche die Küsten der Nordsee umgürten, herauszufinden. Gelang mir dies, dann wollte ich mich am Meeresufer niederlassen und, nach Art meiner Väter mich als Fischer oder Lootse ernähren.

Suleima stimmte mir bei und hieß alle meine Vorschläge gut. Sie hatte keinen andern Wunsch, als an meiner Seite, mit mir vereint, in abgeschiedener Einsamkeit die Tage ihres Lebens zuzubringen.

Unsere Pläne würden sich haben ausführen lassen, wäre Suleima mir erhalten geblieben. Es fehlte uns nicht an dem Nöthigen, denn meine hochherzige Lebensretterin besaß werthvolle Pretiosen, die sie unmittelbar nach unserer Landung in Holland veräußerte. So konnten wir ziemlich getrost der Zukunft entgegensehen.

Leider begann Suleima schon vor unserer Abreise aus Holland zu kränkeln. Die veränderte Luft, das feuchte, neblige Klima, der häufige und schnelle Wechsel der Temperatur griffen ihre zarte Constitution so auffallend an, daß sie fortwährend leidend blieb. Wollte ich meine Heimath wirklich

entdecken, so mußte ich mich an der Küste halten, die ich, meist zu Fuß und immer von Suleima begleitet, durchwanderte. Zu wiederholten Malen betrat ich eine der Inseln, um die Strandgegenden und Dünenthäler zu besichtigen, ob es mir wohl gelingen möchte, die Heimatherde aufzufinden. Meine Forschungen blieben erfolglos, auch nöthigte mich der Zustand Suleima's, sie bald ganz aufzugeben.

Krank, schwach und bereits fiebernd erreichte sie mit mir die Eiderstädtischen Marschen. Ich hatte mich von Ostfriesland aus dem Meere wieder anvertraut, da ich von der milderen Seeluft Erleichterung für die Leidende hoffte. Diese trat während der Ueberfahrt auch wirklich ein, war aber nur scheinbar. Als wir das Land wieder betraten, verschlimmerte sich ihr Zustand. Die Aermste ward von dem heftigsten Marschfieber befallen. Wohlwollende riethen zu schneller Abreise.

»Nach der Geest! In trockene Luft!« lautete die Antwort Aller, deren Rath ich einholte.

Abermals ergriff ich den Wanderstab. Suleima wankte, auf meinen Arm gelehnt, dem freien, hochgelegenen Lande zu. Vier Tage schleppten wir uns mühsam fort. Am fünften erreichten wir diese drei Heidengräber. Hier gefiel es der Leidenden. Sie

wollte eine entfernte Aehnlichkeit mit irgend einer Gegend ihrer Heimath in der Lage der Hügel, in der freien, weiten Aussicht aber die blühende Haide finden. Sie bat mich, hier zu rasten und für ein Unterkommen Sorge zu tragen.

Wie hätte ich den rührenden Bitten der glücklich zu mir Aufschauenden widerstehen können, deren fieberheißer Athem mich mit den bängsten Ahnungen erfüllte! Während Suleima hier auf diesem Grabhügel saß, schleppte ich das Nöthigste herbei, um in der geschützten Tiefe zwischen den Heldengräbern ein Zelt aufzuschlagen und unter diesem für die Kranke ein Lager zu bereiten. Die Einsamkeit gefiel Suleima wohl. Jene Quelle dort unter dem Dornbusch lieferte uns Wasser, andere Lebensmittel verschaffte ich mir durch Ansprechen von Landleuten, deren sich täglich Einzelne in der Nähe zeigten. All' meine Liebe aber und meine Pflege vermochten Suleima die Gesundheit nicht wieder zu geben. Sie starb nach wenigen Tagen in meinen Armen, glücklich, sich frei zu wissen und mit der wiederholten Versicherung auf ihren Lippen, daß sie nichts wünsche, als bald wieder mit mir vereinigt zu werden.

Dort unten, wo die Haiderosen blühen, habe ich die Unvergeßliche begraben. Dort will ich ihr Hüter

sein, bis ich neben ihr auf Erden wieder eine Heimath finde.«

Das Abendsonnengold umstrahlte das broncefarbene Gesicht des von so seltsamen Schicksalen Heimgesuchten, als er seine Erzählung endigte, und verlieh ihm das Ansehen einer sitzenden Statue. Ueber die gefurchten Wangen fielen ein paar Thränen in seinen wirren Bart.

Mit dem Turban sich wieder das Haupt bedeckend, erhob sich der Fremdling. Seine Erzählung hatte auf Hans Niddelsen einen tiefen Eindruck gemacht.

»Du weißt, wo Dir ein Freund wohnt,« sprach der reiche Kaufmann, als er Willem die Hand zum Abschied reichte. »Bist Du es eines Tages überdrüssig, allein hier mitten auf der Haide zu sitzen, so komme zu mir. In meinem Hause, an meinem Tische wirst Du jederzeit einen bequemen Platz für Dich bereit finden.«

Willem schlug das Anerbieten Niddelsens nicht direct aus, doch gab er auch keine Zusage. Als Vater und Sohn ihn verließen, blieb er hoch aufgerichtet auf dem Grabhügel stehen. Die ostwärts Wandernden gewahrten seine Gestalt noch, als die abendliche Dämmerung schon die höher ragenden Punkte der Haide in weiche Schleier hüllte.

## 5.

Auf dem Rückwege nach der Stadt wechselten Vater und Sohn nur wenige Worte. Peter Niddelsen schien von dem Gehörten doch mehr ergriffen worden zu sein, als sein Vater glaubte. Bisher hatte den wenig Denkenden Alles gleichgiltig gelassen, nur äußerer Prunk, feine Kleidung und Achtungsbezeigungen, die ihm Andere erwiesen, sprachen ihn an.

Einige Tage nach diesem Zusammentreffen mit dem einsamen Bewohner der Hütte zwischen den Grabhügeln trat Peter zu seinem Vater und sagte: »Ich will nicht mehr speculiren.«

»Süh, süh!« erwiderte dieser. »Und warum nicht, mein Sohn?«

»Ich will erst was Rechtes erleben.«

Hans Niddelsen setzte seinen Zeigefinger auf Peters Stirn.

»Das ist ein Einfall, der Alles, was Du bisher angefangen hast, wieder gut macht,« sagte der Rheder. »Lernen, erfahren und dann speculiren, das macht Männer und füllt die Speicher. Umgekehrt wird der Mensch zum Simpel, den Alle verlachen,

und die Taschen leeren sich von selbst, ohne daß man sie umzuwenden braucht.«

»Ich will auch den alten Spruch wieder auf den Kranz der Oelmühle malen lassen,« meinte Peter.

»Bist klug, bannig klug! Hast Du 'was Rechtes erlebt, will ich Dich ein zweites Mal in den Geldkasten greifen lassen.«

Peter trat unruhig von einem Fuß auf den andern.

»Du hast noch 'was auf dem Herzen,« sagte Hans Niddelsen, der des Sohnes Eigenheiten genau kannte.

»Kann's angehen, so komme ich Dir entgegen.«

»Ich möcht' 'was erleben, 'was Ungewöhnliches,« platzte Peter mit hochrothem Gesicht heraus. »Laß' mich mit dem Briggschiff nach Westindien fahren!«

Der Vater machte ein sehr ernstes Gesicht.

»Hat's denn so lange Zeit mit der Brautschau?« sagte er nach einer Weile, die Augen halb zudrückend. »Die Läufer für Diele und Treppen sind fertig, Du weißt es, und um sie durch kleine, flinke Füßchen in seidenen Schuhen einweihen zu lassen, bedarf's blos einer Einladung.«

»Wenn ich wieder komme, Vater, und 'was Rechtes erfahren habe,« versetzte Peter. »Der abgerissene Willem von der Hütte ist so gewaltig klug!«

»Hast Recht,« erwiderte der Kaufmann. »Der Mann ist so klug, daß er gleich speculiren könnte!«

Eine Woche später segelte Peter mit der nach Westindien bestimmten Brigg seines Vaters, ganz wie ein Matrose gekleidet, aus dem Hafen. Er blieb über zwei Jahre in fremden Welttheilen, ohne ein anderes Lebenszeichen von sich zu geben, als Grüße, die er mit Schiffen in die Heimath sendete.

In diesem Zeitraume trat der Bewohner der Haide, den man allgemein Willem von der Hütte nannte, häufig in das Haus des Rheders, mit dem er fortan in steter Verbindung blieb. Er zeigte sich äußerst geschickt in allen Handarbeiten, und da Hans Niddelsen seinen Schützling angelegentlich empfahl, so fehlte es dem sonderbaren Einsiedler weder an Arbeit noch Verdienst. Durch alles Zureden war er aber nicht zu bewegen, seine Hütte zu verlassen.

Je eigensinniger der Heimathlose zwischen den Grabhügeln sitzen blieb, desto öfterer erhielt er von Bekannten Besuche. Alle wollten das Stück Kette sehen, die der Vielgeprüfte in Tunis als Slave getragen hatte, Alle die Schuhe der schönen Suleima betrachten, die im Frieden unter den Rosen der Haide ruhte.

Dies Leben führte Willem von der Hütte beinahe zwei Jahre. Da brachen die Herbststürme plötzlich

mit furchtbarer Gewalt in einer Octobernacht herein und stürzten über den harmlos Schlummernden die leicht gezimmerte Hütte zusammen.

Erst als der Sturm ausgerast hatte, entdeckten Vorübergehende den Trümmerhaufen. Als man Hand anlegte, diese zu entfernen, fand man den Bewohner der Hütte todt auf seinem Lager. Er war nirgends verletzt, das über ihm zusammenbrechende schwere Strohdach mußte den kräftigen Mann erstickt haben.

Der grüne Turban lag auf der Brust des Todten. Als man ihn im engen Thal zwischen den Heldengräbern neben Suleima beerdigte, legte man dem Heimathlosen die ihm so theuer gewordene Kopfbedeckung mit in den Sarg. Peter Niddelsen kam gerade noch zeitig genug von seiner Bildungsreise zurück, um Willem von der Hütte das Grabgeleite geben zu können.

Die eigentliche Heimath des Mannes mit dem grünen Turban ist nie ermittelt worden.

Peter Niddelsen blieb unverheirathet. Einige meinten, er habe Furcht vor den witzelnden Bemerkungen des schönen Geschlechtes, die Mehrzahl aber wollte wissen, er könne keine Braut nach seinem Geschmacke finden. Der Vater dagegen behauptete, und sagte es auch Jedem, der es hören wollte: »Mien Söhn speculeert! Laßt ihn; er greift das

Ding jetzt anders an als früher. Auf dem Saume  
seiner nie feiernden Oelmühle steht wieder der  
Spruch:

»Wer Gott vertraut und seinem Wort,  
Der kommt bei jedem Winde fort!«